

Der Glaube und die Form

Ein Gespräch mit neueren Schriften
von Peter Handke

Unbekannter Meister der Großbaustellen,
wo bleibst du? Mach hier im Lehm deine
täglichen Gänge, rechtfertige unser Tun
mit deinen Werken und begeistere uns, da-
mit in diesem Gelände die Dinge wieder
anrufbar werden und die Namen wieder
ausrufbar. Denn nirgends mehr weit und
breit kann doch ein Ding angerufen, noch
ein Name ausgerufen werden. Ubi est do-
mus dei in qua invocabitur nomen eius?

Peter Handke

In unserem Land stehen kirchliche Bildungsinstitutionen, die sich „Akademien“ nennen. In einem Gründungsdokument einer solchen Akademie ist zu lesen, sie solle der „Begegnung des katholischen Glaubens mit der Welt von heute“ dienen¹.

Eine solche Formulierung gibt von vornherein zu, daß heute Glaube und Welt auseinanderklaffen, was auch zutrifft. Ferner aber kann man so nur formulieren, wenn sich einem nie die Frage gestellt hat, in welchem Maße die „Welt von heute“ überhaupt noch Weltgehalt habe. Man rechnet auch, wenn man so redet, offenbar mit einem von seiner Natur her selber unweltlichen Glauben, der dann erst in einem zweiten Akt zur „Welt“ in Beziehung tritt. Doch Mensch sein heißt Welt haben. Ist der Glaube heute weltlos, dann haben die „Gläubigen“ als ihre „Welt“ die „Welt von heute“. Wozu dann noch Häuser, in denen sie ihr begegnen sollen? Sie haben sich ihr doch schon längst ausgeliefert, dieser Welt, deren Weltgehalt gar nicht so sicher ist.

Um, was den Weltverlust unserer Welt betrifft, von vornherein Klarheit zu schaffen, habe ich mit dem Zitat aus Peter Handkes

„Dramatischem Gedicht“ von 1981 begonnen. „Über die Dörfer“ ist nicht christlich. Es ist als Gegenspiel zum alten Spiel von „Jedermann“ verfaßt. So ist es vielleicht unverdächtig, etwas mit christlicher Weltanschauung zu tun zu haben, wenn unseren Tälern darin nicht mehr zugemutet wird, daß sie noch „Welt“ sind. Lehm und Beton der Großbaustellen verwandeln sie in die Wildnis irdischer Frühgeschichte zurück². Und die Dörfer im Tal? „Der Fluß ist ausgetrocknet. Der Milchstand abgerissen. Der Dorfkrug ohne Wein. Schwer wird das Gehen auf der Erde. Die Sonne ist aus Eis. Sie weigert sich, zu scheinen. Ich sehe hinter dem bösen Mond einen noch böseren aufgehen. Blickt, Sterne, endlich auf andere Erdbewohner herab.“³

Aus solcher Vorgabe entspringen die Sätze der alten „Schnapstrinkerin“, die das Dorf verlassen hat und jetzt die Arbeiterbaracke an der Baustelle sauberhält: ihre Sehnsucht, daß Tal und Dorf wieder „herrlich“ werden, durch „Farben und Formen“⁴. Wer kann solche Herrlichkeit, wer kann damit „Welt“ wieder herstellen? Die Verwalterin beschwört, mittelalterliche Sakralkultur und moderne Technik ineinanderschubend, den „Unbekannten Meister der Großbaustellen“. Er allein könnte die Zerstörung der Wälder, die brummenden Laster, den dampfenden Teer „rechtfertigen“, indem er uns „begeistert“ und dadurch die „Dinge“ in diesem „Gelände“ wieder „anrufbar“ und die „Namen“ wieder „ausrufbar“ macht.

„Glaube“

Das alles hat auf eine recht verdeckte Weise mit „Glauben“ zu tun. Nicht nur durch den Anfang, die Rede vom „Unbekannten Meister“, sondern vor allem durch den lateinischen Schluß, der nichts ist als die Wendung in Frageform des Spruches, der am Portal des Salzburger Domes steht. Heißt es dort: „Dies ist das Haus Gottes, in dem sein Name angerufen wird“, so sagt die Verwalterin: „Wo ist das Haus Gottes, in dem sein Name angerufen wird?“

Indem ich das Wort „Glauben“ einführe, mache ich mich keiner Überinterpretation schuldig. In der Rede der Barackenverwalterin entwickelt sich die Gestalt des „Unbekannten Meisters der Großbaustellen“ zwar aus der Erinnerung an einen „Bildhauer“, der „im letzten Jahrhundert“ im Dorf „aufgewachsen sein soll“. „Damals war er

der geheime Held des ganzen Tals.“ Durch ihn bekamen die Kinder „die weltweiten Augen.“ Er „einte die Dinge, gab dem ganzen Tal seinen Zug, behauchte die selig Nichtigte, die ich höchstselbst war, und hüllte sie in den Mantel der Unschuld ein.“⁵ Doch im Rahmen des Œuvre von Peter Handke ist dieser „Unbekannte Meister“, dessen „tägliche Gänge“ durch das „Gelände“ herbeigesehnt werden, zugleich eine Chiffre, die auf das kurz vorher geschriebene Buch, die „Lehre der Sainte-Victoire“⁶, zurückverweist⁷. Darin begeht Handke immer von neuem das Bergmassiv von Sainte-Victoire, die Gänge des Malers Paul Cézanne nachgehend, um so am Ort der Verwandlung selbst in die Kunst des „größten Menschheitslehrers der Jetztzeit“⁸ einzuschwingen, eines der wenigen, die uns noch „das Reich der Welt“⁹ offenhalten, durch „Farben und Formen“¹⁰.

Auf den entscheidenden Seiten dieses Buches, in dem Kapitel „Das Bild der Bilder“, geht Handke davon aus, daß wir heute „sichtlich“ im „Moment vor dem Erdbeben“ sind. Schon sehen wir auf den Bildern Cézannes die Birnen, Pfirsiche, Äpfel und Zwiebel „wie Märchendinge“. Uns ist, „als seien diese Dinge die letzten“. Denn „offensichtlich: Fast alles ist verschwunden“. Die uns allein noch greifbare „episodische, traurige Schönheit“ ist „nichts verlässlich Wiederkehrendes“. So bleibt sie „unwirklich“. An dieser Stelle erinnert Handke sich daran, daß er einmal zwei Dorfälteste sagen hörte: „Wenn sie nichts glauben – zu was sind die denn überhaupt da?“ Und er fährt fort: „Ohne gemeint zu sein, fühlte ich mich doch betroffen. Beschäftigte mich denn nicht schon länger der Gedanke, ‚nur mit einem Glauben könnten die Dinge auch auf die Dauer wirklich bleiben‘? Was war dieses Geheimnis des Glaubens, das die Dorfrichter zu kennen schienen? Ich hätte mich nie als gläubig bezeichnen können, das Kind von einst noch weniger als mich jetzt: aber hatte es nicht schon ganz früh ein Bild der Bilder für mich gegeben?“ Und dann beschreibt er als das „Allerwirklichste“, das, was von seiner Kindheit her *das* „Ding“ für ihn war, den „Kelch mit den weißen Oblaten, die geweiht Hostien hießen“ und in dem „vergoldeten Tabernakel“ „geborgen wurden“. Er schließt mit den Sätzen: „So sehe ich jetzt auch Cézannes ‚Verwirklichungen‘ (nur daß ich mich davor aufrichte, statt niederzuknien): Verwandlung und Bergung der Dinge in Gefahr – nicht in einer religiösen Zeremonie, sondern in der Glaubensform, die des Malers Geheimnis war.“¹¹

Aus diesen Sätzen ist klar, daß Handkes Rede vom „Glauben“ von

den Christen nicht flink umarmt werden darf. Sein „Glaube“ hat nichts mit „religiöser Zeremonie“, sehr viel dagegen mit Zuwendung zur Natur zu tun. Kurz vorher hatte er von sich gesagt: „bedürftig“ suche ich „eine unberührte Natur“¹². Seine Erzählung „Langsame Heimkehr“, wollte ihm, wie er woanders berichtete, nur dadurch gelingen, daß er sie jenseits des Polarkreises in einer von Menschen fast nur überflogenen, kaum angetasteten, an die Weltanfänge erinnernden Urlandschaft beginnen ließ¹³.

Wo schließlich das Gedicht „Über die Dörfer“ in hymnische Paränese ausläuft, bricht wieder die theologische Sprache durch, wieder sorgfältig umgeleitet in ein nicht religiöses Aussagesystem: „Zeit, ich habe dich! Leute von hier: vergeßt die Sehnsucht nach den vergangenen heiligen Orten und Jahren. Mit euch ist die heilige weite Welt. Jetzt ist der heilige Tag. Wirkend arbeitend seht ihr ihn und könnt ihn fühlen. Jetzt: das sind die Farben. Ihr seid jetzt, und ihr seid die Gültigen. Daß ihr seid, ist ein Datum. Handelt danach. Und laßt ab von dem Gegrübel, ob Gott oder Nicht-Gott: das eine macht sterbensschwindlig, das andre tötet die Fantasie, und ohne Fantasie wird kein Material Form: diese ist der Gott, der für all^e gilt. Das Gewahrwerden und Prägen der Form heilt den Stoff! Gottlob allein, schwanken wir. Vielleicht gibt es keinen vernünftigen Glauben, aber es gibt den vernünftigen Glauben an den göttlichen *Schauder*. Es gibt den göttlichen *Eingriff*, und ihr alle kennt ihn. Es ist der Augenblick, mit dem das Drohschwarz zur Liebesfarbe wird, und mit dem ihr sagen könnt und weitersagen wollt: *Ich bin es*. Ihr weint, und es weint – ihr lacht, und es lacht. Ja, es gilt: dem langsamen Blick, wenn dieser zugleich ein Aufblicken ist, lächeln aus den Dingen die Antlitze der Götter. (Seht das Wunder und vergeßt es.) Und die Stimme der Gottheit geht so: Du kannst dich liebhaben. (Wenn ihr euch selber nicht zugeneigt seid, ist es besser, ihr seid tot.) Leute von jetzt: entdeckt, entgegengehend, einander als Götter – als Raumaushalter, Raumerhalter. Wollt es, werdet es, seid es – und führt euch nicht auf als die Hunde, bei deren Anblick sofort die Phantasie erstirbt. Menschen, götterflüchtige Götter: Schafft den großen Satz. Wollet den Sprung. Seid die Götter der Wende.“¹⁴

Wieder wird die Verwirklichung all dessen von der Offenheit für die einfachen Natur-Dinge erwartet. So heißt es kurz darauf: „Das Übernatürliche ist nicht zu erwarten. Aber seid ihr bei Trost nicht auch schon, wenn ihr im fließenden Wasser langsam das Blatt trei-

ben sieht?“¹⁵ Ständige Arbeit der Umdeutung – aber was mich dabei anrührt, ist, daß diese Arbeit unvermeidbar scheint. Da, wo jede andere Sprache versagt, sind, sosehr der Schreiber sich sträubt, offenbar nur die ursprünglich mit dem christlichen Glauben verknüpften Wörter noch fähig, das als einzig notwendig Empfundene zu sagen¹⁶.

Handke steht damit nicht allein. Wenn er zu christlichen Wörtern greift, klammern sich andere an buddhistische Symbolsprache, die sie von fernher importieren. Gewollt ist immer die Rettung und Bergung schwindender Welt. Sie scheint nur möglich, wenn eine altengespielte Dichotomie von Sakral und Profan in neuer Einheit aufgehoben wird.

„Form“

Bei Handke mag es so klingen, als gehe es dabei nur um die Maler und Dichter, und da fast nur um eine langsam-andächtige, oft bedächtigt-umständliche Kunst, die einfachen Dinge und die Umrisse von Landschaften so zu beschreiben, daß dies alles wieder einen Namen erhält und gepriesen werden kann. Doch ist, wie seine „Kinder-geschichte“¹⁷ bezeugt, jenes Sorgen um Form und damit um Welt, das im Umgang mit Kindern geschieht, ihm in seinem Leben genau so wichtig gewesen. So kann er für uns durchaus als Repräsentant für alles stehen, was wir mit dem Wort Form benennen, wenn wir bezeichnen wollen, was unsere Welt entbehrt und wieder neu bräuchte. Mag es die Form in Bild, Musik und Sprache sein, mag es die Gestaltung der Räume und Dinge sein, die unser tägliches Leben umstehen, mag es die Kunst der Küche sein, mit der das Rohe zum Gekochten wird, mag es die Kleidung oder die Geste bei menschlicher Begegnung sein, der Tanz, die Gruppierung des Zusammenlebens, der Rhythmus der Tage und Abende, der Werktag und der Sonntage, die Erziehung der Kinder, die Heilung der Kranken, die Beheimatung der an den Rand Geratenen, die Fertigung von Maschinen und Geräten, der Handel und das Recht, oder auch eine Politik, die endlich wieder bewohnbare Städte will.

Überall zerfallen die Zusammenhänge. Überall senkt sich Dunkel herab. Überall schreit die Materie nach Form, durch die sie wieder „Welt“ werden könnte. Überall gilt es, neu beim ganz Einfachen an-

zufangen, sich dem Krieg und der Selbstsucht zu entziehen, einer verzweifelten Gesellschaft, die sich am Ende wähnt, zuzurufen, daß noch am heutigen Tag alles wieder beginnen könnte und daß überhaupt nichts verloren ist.

Wie sehr haben jene versprengten Sehenden recht, für die stellvertretend ich Handke zitiert habe, haben jene unrecht, die auf dem rasenden Tiger weiterreiten wollen, ebenso aber jene, die zwischen einer von ihnen imaginierten „heutigen Welt“ und sich selbst als den Abgesandten des „Glaubens“ so etwas wie Handelsgespräche, Feilschen über Import- und Exportquoten, in Gang setzen wollen. Wir möchten uns nur als Verbündete derer sehen, die aus der Not kommen und deshalb neu eine Welt begehren, in der „die Dinge wieder anrufbar werden und die Namen wieder ausrufbar“. Unser Einverständnis geht bis dahin, daß auch wir die Rede vom Glauben und von Gott in der Gestalt, in der sie als Gratis Eintrittskarte zu billigen Himmelskonzerten verteilt wird, kaum noch ertragen können. Gott, wenn man ihn schon nennt, muß mit dieser Schöpfung zu tun haben.

„Volk“

Doch hier ist dann eine Wasserscheide. Bringt man die ursprüngliche christliche Erfahrung ins Spiel, dann muß von begehren Wegen gesprochen werden, die nicht bei der Unmittelbarkeit zur reinen Natur ihren Anfang nehmen. Sie beginnen vielmehr mit der Frage nach der wahren menschlichen Gesellschaft. Aber selbst hier kann ich bei Handke zumindest anknüpfen. Das Wort, auf das wir in seinen Büchern achten müssen, lautet: „Volk“.

In einem seiner jüngsten Bücher ist von Ereignissen im eigenen Leben die Rede, die ihn mit der Wirklichkeit eines Volkes, ja *des Volkes* in Verbindung brachten. Es ist in der „Kindergeschichte“¹⁸.

Er hatte, als seine Tochter fünf Jahre alt war, in der „Siedlung am Waldrand“, das „Seine genommen“ und war „ins Ungewisse aufgebrochen“. So, in Anlehnung an die Abrahamsgeschichte, deutet er selbst den plötzlichen Umzug in die „ferne Weltstadt“ Paris. Sie galt ihm zwar von früher her als die „geliebte ausländische Stadt“. Doch bald kam die Zeit, wo das Kind, das die Sprache des anderen Landes noch nicht kannte, zur Schule mußte. Da „fügte es sich, daß die

Schule etwas Besonderes war. Denn eigentlich war sie nur den Kindern jenes einzigen Volkes bestimmt, das auch so genannt werden konnte, und von dem schon lange vor seiner Zerstreung in alle Länder der Erde gesagt worden ist, daß es auch ‚ohne Propheten‘, ‚ohne Könige‘, ‚ohne Prinzen‘, ‚ohne Opfer‘, ‚ohne Idole‘ – und sogar ‚ohne Namen‘ – ein ‚Volk‘ bleiben werde; und an das man sich, nach dem Wort eines späteren Schriftgelehrten, wenden müsse, um ‚die Tradition‘ zu wissen: das ‚älteste und strengste Gesetz der Welt‘. Es war das einzige tatsächliche Volk, dem der Erwachsene je anzugehören gewünscht hatte.“ Handke berichtet dann von dem Schulweg, auf dem er das Kind begleitete. Dieser gemeinsame Gang gab ihm, dem Manne, „immer wieder das Bewußtsein des richtigen Wegs, das ein unerhörtes und endlich einmal ganz und gar überpersönliches Glücksgefühl war.“ Auch das Kind „war mit der Schule einverstanden. Es brauchte sich nicht einmal daran zu gewöhnen.“

Nach einem halben Jahr allerdings mußte hingenommen werden, daß dieses teilhabende Glück nicht festzuhalten war. Es kam zur kaum eingesehenen, nur notgedrungen angenommenen Trennung. Die Vorsteherin schlug gegen Ende des Schuljahres für das Kind eine andere Schule vor. „Im nächsten Herbst schon würde die religiöse Erziehung beginnen, und das Kind, das doch von einer grundverschiedenen Überlieferung abhängt, könnte dabei nur Schaden nehmen. Der Erwachsene suchte alle seine, jahrzehntestarken Erfahrungen zusammen, um die Frau zu überzeugen, daß für seinesgleichen keine, auch noch so ersehnte Tradition gelten durfte und er jedenfalls seinem Kind nichts davon weitergeben könnte; aber die alte Lehrerin schien es besser zu wissen und schüttelte nur den Kopf.“ Beim letzten Nachhauseweg von der Schule, zusammen mit dem Kind, fühlte Handke sich, so schreibt er, „wie mit einem schuldlos Ausgestoßenen; und die Verantwortung dafür hat er, als der Abkömmling eines Unvolks, als der würdelose Ohne-Volk.“

Angesichts dieses letzten, wehtuenden, aber wahren und dennoch wegen des Erbarmens Gottes zu seiner Welt kaum erlaubten Satzes muß eine Gegenerfahrung benannt werden. Es gibt ein zuverlässiges und, wenn man sich darauf einläßt, sich bewährendes Wort aus dem Römerbrief des Paulus, das mit Handkes Sprache erstaunlich zusammenhängt, seiner Aussage aber entgegensteht: Gott „hat uns gerufen: nicht allein Menschen aus dem jüdischen Volk, sondern auch Menschen aus den Völkern – dem entsprechend, was er im Buch Ho-

sea sagt: Ich werde das Unvolk ausrufen als Mein Volk, die Unge-
liebte als die Geliebte, und in dem Gelände, wo ihnen gesagt worden
ist: Ihr seid nicht mein Volk, dort wird als ihr Name ausgerufen wer-
den: Söhne des lebendigen Gottes.“¹⁹

Ohne biblische Verschlüsselung gesagt: Menschen, die nicht aus
dem einzigen wirklichen „Volk“ stammen, sondern ganz genau so
„Abkömmlinge eines Unvolks“ sind wie viele andere, ist immer wie-
der und auch in unseren Tagen auf Wegen, die sie eher geführt wor-
den sind als daß sie sie selbst gesucht hätten, zur Gewißheit
geworden, daß Christ sein Volk sein heißt. Und ihnen ist auch gege-
ben worden, wieder wirklich zu „Volk“ zu werden.

Daß Christsein auf dies hinausläuft, hat die Christenheit im gan-
zen allerdings vergessen, wenn nicht verraten. Sie hat alles Gesell-
schaftliche dem Staat überlassen. Sie hat einer sich immer breiter
machenden komplexen Gesellschaft erlaubt, der Kirche einige religi-
öse Funktionen im Raum der Freizeitbewältigung anzuweisen und
ihr alles andere zu nehmen. Die Kirche ist sogar damit zufrieden. Sie
erinnert sich kaum noch daran, daß sie einst dazu geschaffen wurde,
dem alten und einzigen Volk der Welt anzugehören, selbst „Volk“
zu sein. Sie bemerkt nicht einmal, daß ihr dies alles angeboten bleibt
und jederzeit wieder möglich wäre. Niemals müßte einer, auf seine
eigene Tradition hingewiesen, sich schämen müssen und sagen müs-
sen, er sei „Abkömmling eines Unvolks“. Allerdings: Im Raum die-
ser Tradition ist Volksein nur möglich aus Glauben. Das heißt auch:
aus Freiheit. Keiner kann geschoben oder gezwungen werden, damit
wieder „Volk Gottes“ entstünde. Tut man dies trotzdem, dann ent-
steht gerade kein Volk.

Die Kirchen reden jetzt ständig von Ökumene. Sie denken dabei
an die Vielzahl der christlichen Kirchen und wünschen sich eine Ein-
heit. Sie bedenken kaum, daß der Anfang dieser Spaltung der Ver-
zicht darauf war, noch „Volk“ zu sein. Wie sollten sie dann erst
wissen, daß der Anfang jeder wahren Ökumene die Heimkehr zum
Prinzip des Jüdischen sein müßte, zum Volksein.

„Das Augenpaar“

Weil das so ist, geht ihnen dann auch die Erfahrung ab, daß gerade das im Glauben wiedererstehende wirkliche „Volk“ die Rettung von „Welt“ sein könnte. Denn wo die von Gott gewirkte Gesellschaft Form gewinnt, da ist diese Form die vom Schöpfer eigentlich gemeinte Welt. Hier schließt sich der Kreis. Und nochmals können wir uns an Handke halten.

Mitten in der „Lehre der Sainte-Victoire“ steht, unerwartet und auch nicht weitergeführt, erratisch der Satz vom wartenden „Augenpaar“. Vorher geht es immer wieder um die „Dinge“, zum Beispiel um den „Blechstern am Pullover des Kindes“. So ist dieser Satz die reine Überraschung. Gerade dadurch erhält er solches Gewicht. Ich zitiere ihn mit einem voranstehenden Satz zusammen: „Es gibt nur die episodische, traurige Schönheit um die gemachten Dinge, die nichts verlässlich Wiederkehrendes ist und also unwirklich bleibt ... Wohl also dem, den zu Hause ein Augenpaar erwartet!“²⁰ Soll man folgern, daß dies verlässlich wiederkehren könnte?

Nochmals neues Gewicht erhält der Satz dann dadurch, daß er ganz am Ende des Buches zurückkommt. Da ist ein langer Gang durch einen „großen Wald“ vor Salzburg geschildert worden. Nach der Beschreibung aller Dinge dieser Waldnatur, bei der Heimkehr, wird der Satz aus der Mitte des Buches in Form einer Frage zum Schlußsatz des Buchs: „Einatmen und weg vom Wald. Zurück zu den heutigen Menschen; zurück in die Stadt; zurück zu den Plätzen und Brücken; zurück zu den Kais und Passagen; zurück zu den Sportplätzen und Nachrichten; zurück zu den Glocken und Geschäften; zurück zu Goldglanz und Faltenwurf. Zu Hause das Augenpaar?“²¹ Sind hier nicht alle von den Menschen gemachten Dinge der Stadt, von den Plätzen und Brücken bis zum Goldglanz und Faltenwurf der Mäntel und Kleider der Passanten oder der Schaufensterpuppen noch verlässlicher als am Ende das „Augenpaar“? Und doch weist die Sprache, es noch hinter Goldglanz und Faltenwurf reihend, es auf ihre Weise als das Allerkostbarste aus.

Ungesagt bleibt, wer das „Augenpaar“ sein könnte. Doch selbst wenn uns mitgeteilt würde, es sei die Tochter, oder eine geliebte Frau – im Gewebe des Buches steht es zugleich für mehr: für die Zuneigung von Menschen zueinander, für menschliches Dasein füreinander, für die darin gegebene Verlässlichkeit des Seins, die doch

zugleich so sehr auch immer wieder in Frage steht – das also, was den Plätzen und Brücken der Stadt, ihren Kais und Passagen, allem Goldglanz und Faltenwurf erst Mitte und Sinn verleiht.

Dies ist deshalb noch deutlicher, weil es im Buch ein Gegenbild gibt. Bei einer Wanderung um das Massiv von Sainte-Victoire gerät der Wanderer in das Gebrüll einer schwarzen Dogge hinein, drohend aufgerichtet hinter dem Kasernenzaun der Fremdenlegion. Hinter dem Zaun, wo der Wolf die Zähne bleckt und geifert, ist ein Gelände, wo aus den Farben und Formen der Landschaft „zubetonierte Fläche“ gemacht worden ist – hier ist die „Schönheit des Berges nichtig“. Der Wanderer zeigt in allem Hundegebrüll Furchtlosigkeit. Da verstummt die Bestie. Und dann: „Unsere Augen trafen sich – jedoch nur ein einzelnes Auge das andere: einäugig, sah ich ihm in das eine Auge; und dann wußten wir voneinander, wer wir waren, und konnten nur noch auf ewig Todfeinde sein; und zugleich erkannte ich, daß das Tier schon seit langem wahnsinnig war.“²²

Im Haus das wartende Augenpaar – das *eine* Auge des Tiers: der Wolf voll kriegbringenden Wahnsinns da, wo Farbe und Form aus der Welt geschwunden sind – der Mensch, das „Augenpaar“, fragend erhofft bei der Rückkehr aus der wiedergefundenen reinen Natur. Vielleicht ist das Fragezeichen beim Schlußsatz des Buches eine letzte Zartheit, die Scheu, der Freiheit des andern jemals im voraus sicher sein zu wollen, doch dabei durchaus von der Hoffnung der Liebe getragen: „Zu Hause das Augenpaar?“, sicher wissend gefragt. Oder ist, weil diese Sätze vom Augenpaar sich doch nur ganz am äußersten Rand des Sinngefüges dieses Buches zeigen, vielleicht doch anderes zu folgern?

Es geht um eine Reihenfolge. Da führt einen Menschen der Weg in den Wald. Spielende Kinder aus dem Dorf sind im Wald übrigens fast allgegenwärtig. Sie gehören offenbar noch in den Bereich der reinen Natur. Dort also, wo noch Nähe zum Ursprung ist, findet der Wanderer Farbe und Form. Die Form macht ihn stark. Sie beschreibend gewinnt er Welt. In deren Kraft kann er den Bogen schlagen, zurück in die Stadt, zu den von den Menschen geschaffenen Dingen. Schließlich, vielleicht, es bleibt allerdings dann schwebende Frage, sogar zu den Menschen, zum „Augenpaar“.

Es geht um die Reihenfolge. Niemals sei die Ehrfurcht vor dem aus der „Lehre der Sainte-Victoire“ herausgehörten Weg versagt, und besser ist stets ein ganz klein wenig Trost als falscher. Trotzdem hat

sich uns vom Evangelium her die Reihenfolge umgedreht. Die neue Erfahrung lautet: Die Heilung und Wiedergewinnung von Welt beginnt nicht in der Natur und nicht bei den Dingen, sondern beim „Augenpaar“, diesem nichtverläßlich-verläßlichsten Ding aller Dinge. Wenn Menschen wieder einander zugeneigt sind und einander vertrauen, dann gibt es gegenseitigen Glauben. Der Glaube ermöglicht die Form. Wenn wir keinen einäugigen Haß mehr nötig haben, weil in einem neuen, freiwillig zusammengekommenen Volk wir zueinander lieb sein können, werden wir dazu frei, uns auch wieder absichtslos den Dingen zuzuwenden. Wir können die Natur sich selber zurückgeben und sie zugleich durch richtig gemachte Dinge zum Haus des Menschen erheben. Der Wald und die Brücken der Stadt werden dann wieder Welt. Das aneinander glaubende Volk kann darin wohnen, und es gibt verläßliche Wiederkehr.

„Der Berg“

Dies ist allerdings nur die Hälfte der Erfahrung. Denn diese hat uns zugleich gelehrt, daß es vom Menschen her nicht möglich ist, den Weg beim Augenpaar zu beginnen. Wir können uns, was uns angeht, nicht aufeinander verlassen. Wir dürfen nicht das Risiko auf uns nehmen, hinter dem Satz vom wartenden Augenpaar das Fragezeichen zu löschen. So müssen wir unseren zweiten Satz hinzusagen: Alles, wenn es da ist, ist geschenkt.

Es wird uns von weither tradiert. Wir finden es vor. Wir müssen uns ihm, wo es uns begegnet, anvertrauen. Aber eines Tages kann man sagen: Es ist uns begegnet. Die Kirche hat es durch die Jahrhunderte getragen, oft selbst kaum ahnend, welch goldenen Schatz sie in Händen hielt. Sie hat es weitergegeben als das Vermächtnis des letztlich einzigen verläßlichen Menschen, der Jesus genannt wurde. Dieser selbst war die Frucht einer Geschichte, in der Gottes Verläßlichkeit schon lange ein Volk aus einer bösen Gesellschaft herausgeführt und ihm geschenkt hatte, wirkliches Volk sein zu können und so auch Form und Welt zu haben. Nur indem wir uns in unseren Versammlungen diese Tiefe der Vergangenheit immer wieder vergegenwärtigen und uns, an Gottes Zusage glaubend, von ihr führen lassen, können wir untereinander den gegenseitigen Glauben finden, der uns frei macht zu Form und geformter Welt.

Wenn Handke seine Lehre an einem Bergmassiv empfang, an dem vorher einmal ein anderer Meister das Geheimnis der Form gelernt hat, dann haben auch wir einen Berg, zu dem wir hintreten können. Dort haben unsere Väter – da wir „Volk“ geworden sind, dürfen wir uns nicht scheuen, von ihnen als unseren Vätern zu sprechen –, nachdem ihr Gott sie aus der versklavenden und in der Weltauflösung der ägyptischen Seuchen und Finsternisse gestaltlos werden, am Ende nur noch den Befreiten kriegerisch nachkeuchenden bösen Gesellschaft der Pharaonenreiche herausgeführt hatte, aus dem Lichthimmel der herabgestiegenen Transzendenz das Gesetz ihres neuen Zusammenlebens vernommen.

Am Berg Gottes wurden sie zum Volk. Sobald sie dem Licht begegnet waren und das Licht in ihrer Mitte geblieben war, aber auch erst dann, entdeckten sie neu die in Ägypten nur verzerrt gesehene und dann ganz verlorengegangene Form der Welt. Beim Mannasammeln auf den Feldern der Wüste lernten sie den Sabbatrhythmus der Schöpfungszeit. Nach dem himmlischen Urbild, das Mose auf dem Berg gezeigt worden war, begannen sie den Bau des Heiligtums. Alle, die daran arbeiteten, taten das ohne jeden Zwang, in Freiheit und als Begeisterte. Sie bauten ihrem Gott in der gestaltlosen Urlandschaft der Wüste das Haus, IN QUA INVOCABITUR NOMEN EIUS. Nirgends gibt es im übrigen eine größere Verwandtschaft zu Handkes liebevoller Beschreibung der Landschaften und der Dinge als bei der Beschreibung des Heiligtums, die sich im Buch Exodus durch viele Kapitel erstreckt.

Da also stehen die Anfänge geschrieben, an denen wir uns orientieren können. Die im Glauben aus einer in die Nacht versinkenden alten Welt Befreiten wurden zum Berg des Gesetzes geführt. Im Licht, das auf ihm lagerte, sahen sie die Form und wurden begeistert, sie mitten in der Wüste zu verwirklichen.

Der hier gemeinte Weg zur Form kommt vom Glauben her. Der eigentliche Ort des Glaubens – als Vertrauen aufeinander und als Vertrauen auf den verlässlichen Gott zugleich zu verstehen – ist die Versammlung einer Gemeinde. Hier konstituiert sich je von neuem das in der Bibel gemeinte „Volk“.

Wenn Glaube zur Sprache kommt, entsteht auch Theologie. Jede Form, in welcher Dimension der Welt auch immer, bleibt in ihrem Letzten unbenannt, wenn die deutende Sprache nicht auch von Gott zu sprechen beginnt. Nichts beweist dies deutlicher als die Schriften

von Handke, wenn er auch, weil er am anderen Ende beginnt, mehrfach dann statt von Gott von Göttern sprechen muß. Doch auch der Ort der Theologie ist zunächst einmal die Versammlung der Gläubigen. Da wird das jetzt Geschehene gedeutet, indem es verglichen und verbunden wird mit dem Handeln Gottes von einst. Aus der Tiefe des Zeit-Raums tritt das Verstehen hervor, und nur aus diesem Sichselbstverstehen der Versammelten fällt dann auch Licht auf jede weiteröffnende Form.

„Haus Gottes“

Uns vereint – ob Glaubende oder nicht – die Not der formlos gewordenen Erde. Wir möchten diesen Kosmos wieder als das Haus Gottes unter den Menschen, als Ort der Schönheit und der Preisung, wo die Namen ausgerufen und der eine Name angerufen wird. Wie eine Vorahnung dessen kann man die Worte der Nova in Handkes „Über die Dörfer“ lesen. Sie spricht sie, aus dem ummauerten Friedhof tretend. Mit ihnen sei dieses Gespräch mit Handkes Schriften beendet: „Obwohl da drinnen niemand ist, steht das Geviert da wie für ein Ereignis; als sollte hier etwas geschehen, bald, heute noch, in dieser Stunde. Die Löcher der Mauern sind bereit als Schieß-Scharten wie vor Jahrhunderten, und auf dem Kriegerdenkmal glimmt die vergoldete Schrift. Aus dem finsternen Innern der Buchsbaumsträucher flattert es von Motten und anderem Nachtgetier. Im achteckigen Beinhaus liegen leere Bierflaschen. Über das Altarsticktuch ist durchsichtiges Plastik gebreitet, und darauf krabbelt eine sterbende Hornisse. Auf vielen Steinen steht eine fremde Sprache. Und doch ist nichts unheimlich. Der Himmel über dem Viereck wirkt als das Gewölbe eines großen Zimmers. Als ich unten in der Diagonale ging, flog in der Diagonale oben ein Flugzeug. Die Glocke schwang leicht im Turm und erschien zunächst als ein Mensch auf einer Schaukel. Durch das hintere Tor geht es weiter in den Obstgarten. Es kommt mir vor, als sei das nicht bloß ein Ort, sondern ein Schauplatz, und als sei das Dunkle an den Mauern nicht der Ruß einer Vergangenheit, sondern die Farbe des Kommenden, eines Gewitters, eines die Sonne schwärzenden Pfeilschwarms. Es ist die Leere vor dem Fest. Und zugleich die Geschützttheit einer Wagenburg.“²³

Anmerkungen

Der Glaube und die Form (S. 17–29)

Vortrag im Rahmen der „Integrierten Gemeinde“, München, 16. Oktober 1983. Bisher unveröffentlicht.

¹ B. Zittel, Gründungsgeschichte der Katholischen Akademie in Bayern (München 1982) S. 118 (Dokument 25).

² P. Handke, Über die Dörfer. Dramatisches Gedicht (Frankfurt 1981) 84: „Sollen unsere Gesichtsabdrücke im Lehm sein, sollen sie nirgends mehr sein. Soll auch im Lehm nichts mehr sein, soll weit und breit kein Auge mehr sein. Soll das Gras, ohne unseren Farbenblick, stehen und zu nichts verwehen. Soll der Fluß ohne unsere Augenfeuchtigkeit mäandern und versickern. Ohne unsern Antwortschimmer steht der Felsen.“ Dies ist eine Verweispassage auf die Schilderung irdischer Urlandschaft, wie sie sich auf den ersten Seiten von P. Handke, Langsame Heimkehr. Erzählung (Frankfurt 1979), findet.

³ Dörfer 90f.

⁴ Ebd. 26, unmittelbar vor dem hier besprochenen Text.

⁵ Ebd. 24f. Man achte auf die Anklänge an die Paradieseserzählung der Genesis.

⁶ P. Handke, Die Lehre der Sainte-Victoire (Frankfurt 1980).

⁷ Fast jedes Wort des hier besprochenen Textes findet in dem Buch seine Entsprechung und Verdeutlichung. Zu den „täglichen Gängen“ vgl. S. 52, zum negativen Sinn des Wortes „Gelände“ vgl. S. 55 und 57 (Gegensatz zu „Gefilde“). Das Stichwort „Dinge“ zieht sich durchs ganze Buch. Wichtig sind vor allem die Seiten 80–84. Zum „Ausrufen“ der „Namen der Dinge“ vgl. Cézannes Verhalten angesichts der Bilder des „Meisters“ Courbet, S. 33.

⁸ Sainte-Victoire 74.

⁹ Ebd. 79.

¹⁰ Eine Art Leitmotiv in der Lehre der Sainte-Victoire (vgl. S. 17f, 24, 35, 78, 119, 138), aber auch in den anderen neueren Büchern von Handke.

¹¹ Sainte-Victoire 80–84.

¹² Ebd. 81f.

¹³ Vgl. Sainte-Victoire 101: „für die Geschichte von dem Mann mit den gekreuzten Armen hatte ich einen Anlauf weit zurück in die Wildnis nehmen müssen und war dann allein bei Dingen wie einem ‚Flugzeug‘ oder einem ‚Fernseher‘ dem Scheitern nahe.“

¹⁴ Dörfer 103f.

¹⁵ Ebd. 105.

¹⁶ Auch in der Langsamen Heimkehr findet sich, sofort nach dem Wende-Erlebnis des Helden, eine entsprechende Passage: „dann wieder gibt es das Bedürfnis nach ewi-

ger Reinheit. Ich habe mich heute an eine Erlösung erinnert: dabei ist mir aber kein Gott in den Sinn gekommen, sondern die Kultur. Ich habe keine Kultur, und ich habe so lange keine Kultur, als ich nicht ausruffähig bin; solange ich mich beklage, statt streng zu klagen. Ich will kein im Jammer Verschwindender, sondern ein mächtiger Klagekörper sein. Mein Ausruf ist: Ich brauche dich! Aber wen rede ich an?" (141)

¹⁷ P. Handke, *Kindergeschichte* (Frankfurt 1981).

¹⁸ Ebd. 74–81.

¹⁹ Röm 9,24 f. Die Übersetzung versucht, die typischen Wörter von Handke einzubringen.

²⁰ *Sainte-Victoire* 82.

²¹ Ebd. 139.

²² Ebd. 60.

²³ *Dörfer* 72 f.